

& Co., A.-G. In Einbänden zu M. 1.25 = Frs. 1.55 und höher. — Derselbe: Himmelstrost den Heimatfernen. Trost- und Gebetbüchlein für die Kriegsgefangenen. Mit Original-Titelbild, Kreuzwegbildern nach Professor M. v. Feuerstein. Original-Randeinfassungen und Kopfleisten. Form. 77:129 mm. (192) Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Elß., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G. In Einbänden zu 95 Pfg. = Frs. 1.20 und höher.

Kalender für 1917.

Benzigers Marienkalender für das Jahr 1917. [25. Jahrgang.] In mehrfarbigem Umschlage, mit Farbendrucktitelblatt, über 96 Illustrationen, worunter 5 Vollbilder, zweifarbigem Kalendarium, Wandkalender, Märkteverzeichnis, Preisrebus. 4° (88) Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Elß., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G. 60 Pfg. = 75 Cts.

Einsiedler-Kalender für das Jahr 1917. [77. Jahrgang.] In zweifarbigem Umschlage, mit Farbendrucktitelblatt, 60 Illustrationen, worunter 6 Vollbilder, zweifarbigem Kalendarium, Wandkalender, Märkteverzeichnis, Preisrebus. 8° (95) Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Elß., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G. Mit Chromobild 50 Pfg. = 65 Cts., ohne Chromobild 40 Pfg. = 50 Cts.

Mariannhiller Missions-Kalender für das Jahr des Herrn 1917. Herausgegeben mit Genehmigung der Ordensoberen. 29. Jahrgang. Würzburg, Verlag und Expedition Fränkische Gesellschaftsdruckerei, G m. b. H. Vertretung der Mariannhiller Mission, Linz, Steingasse 23 a. 60 h, mit Postzulassung 70 h.

Regensburger Marienkalender für das Jahr 1917. [52. Jahrgang.] Regensburg, Friedrich Pustet. 60 Pf..

Zwergen-Kalender für das Kind und seine Freunde. Herausgegeben vom „Seraphischen Liebeswerk“, Linz a. D. 20 h.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Msgr. Dr M. Hptmair in Linz.

1. Deutschtum und Lourdes-Wallfahrt. Englische Einflüsse in Deutschland. —
2. Deutschtum und Liturgie. — 3. Der Fall Mercier. — 4. Nationalismus und das humanistische Gymnasium.

1. Deutschtum und Lourdes. Nichts erscheint natürlicher, als daß der Krieg das Nationalgefühl hebt und den nationalen Charakter steigert. Die Kraft zum Siege kommt aus der Tiefe des eigenen Volkes, und je gewaltiger der niederzuringende Gegner ist, desto größere Wertschätzung will man sich selbst zollen. Wir sehen das während der zwei Kriegsjahre bei allen Nationen, bei manchen in derart übertriebener Weise, daß man sie Verrücktheit nennen möchte. Es gibt aber auch bei uns schon welche, die in bester Absicht die Deutschen gleichfalls vor nationaler Ueberspannung warnen zu müssen glaubten, da einzelne Erscheinungen nationaler Ueberchwenglichkeit zutage getreten sind. Es ist gewiß eine Ausnahme, wenn ein sächsischer Pastor in einer öffentlichen Rede vor einer zahlreichen Zuhörerschaft anläßlich des zweiten Jahrestages des Weltkrieges sagte: „das deutsche Volk in seinen Kriegern wie in seinen Frauen sei ein durch seine Tugenden geheiligt Volk“, und „das Höchste und Heiligste auf Erden bedeute es, ein Deutscher zu sein“. So

etwas heißt man Unsinn, für den nicht die anderen, besonders nicht die Gesamtheit, verantwortlich gemacht werden dürfen, auch dann nicht, wenn von einer größeren Anzahl ähnliche Albernheiten geleistet würden. Aber es gab und gibt Uebertreibungen, die, wie gesagt, warnende Stimmen herausforderten. Unter diesen Warnungen vor Hypernationalismus, die uns begegneten, bezogen sich manche auf das kirchliche und religiöse Gebiet, wovon ein paar Beispiele hier angeführt werden sollen.

Eines dieser Beispiele wurde veranlaßt durch einen Lourdes-Artikel, den Freiherr von Mensi Ende Dezember v. J. in den „Süd-deutschen Monatsheften“ veröffentlicht hatte. Mensi bekämpfte darin die Lourdes-Wallfahrten und wollte ihnen einen patriotischen Kiesel vorschieben zu Gunsten der Muttergottes-Wallfahrtsorte in Deutschland, namentlich Altöttings. Dieser Artikel fand sowohl Mißbilligung als auch Beifall. Ein Münchener Zentrumsblatt tadelte ihn, die „Allgemeine Rundschau“ dagegen rügte wohl gleichfalls manche Wendungen wie „unsere deutsche Mutter Gottes“, „unser deutscher Herrgott“, meinte aber doch, man brauche zwar Altötting nicht zu Lourdes in Gegensatz zu bringen, doch wäre es wünschenswert, daß die Deutschen das deutsche katholische Sondergut wieder etwas mehr in den Vordergrund stellen möchten, auch deshalb, weil dadurch auch der konfessionelle Friede gefördert würde. Die Erörterungen über das aufgeworfene Thema breiteten sich aus, wobei besonders betont wurde, daß religiöse Fragen nicht mit nationalen und patriotischen Erwägungen verquickt werden dürfen. Die Lourdes-Wallfahrten waren schon längst gar manchem ein Dorn im Auge, und zwar aus verschiedenen Gründen, die wir nicht mehr zu erörtern brauchen. Jetzt spielt dabei auch der Haß gegen Frankreich eine Rolle, der gewiß kein guter Ratgeber ist. Wer nicht gegen die Wallfahrten überhaupt, gegen die Muttergottes-Verehrung, gegen die beglaubigten Lourdes-Ereignisse selbst losgehen will, der müßte bei seiner Kampfesstellung logischerweise auch gegen das Reisen in das Ausland, gegen die Freizügigkeit, gegen die Sommerfrischler an der Riviera ußf. eifern und diese Dinge im Namen des eigenen Vaterlandes tadeln. Das tut Freiherr von Mensi gewiß nicht. Wer sodann vom Unterlassen der Lourdes-Pilgerzüge von den Protestanten eine bessere Gesinnung bezüglich der katholischen Muttergottes-Verehrung erwartet, der gibt sich entschieden einer Täuschung hin, wie aus ihrer neuesten Literatur leicht zu erweisen wäre. Unsere Gegner genehmigen nie und nimmer die katholischen Begriffsbestimmungen und Unterscheidungen von Anbetung und bloßer Verehrung, sondern halten zum großen Teil den von ihnen einmal eingenommenen Standpunkt hartnäckig fest. Aber weil schon einmal das Wort „konfessionell“ gefallen ist, erlauben wir uns die Aufmerksamkeit auf einen anderen Gedanken zu lenken, indem wir die Frage stellen: Haben die vielen Lourdes-Pilgerzüge dem Deutschtum selber, der deutschen Gesinnung, dem

deutschen Geiste jemals Schaden gebracht? Hat jemals ein katholischer Pilger Franzosentum heimgeschleppt? Gewiß nicht; aber andere Pilgerzüge, Wallfahrten nach England, hat es gegeben von Gelehrten, Professoren, Pastoren, von Literaten aller Art, von einzelnen und von ganzen Scharen, die nicht unverfehrt heimgekommen sind, über deren Fahrten der deutsche Geist nicht sich freuen kann. Die Katholiken haben nie darüber Klage erhoben, da sie sich in dieses Tun und Treiben nicht einmischen wollten, sie schwiegen auch bis jetzt, aber der Krieg hat den Beteiligten selber Auge und Mund geöffnet, so daß sie ihre Schuld wegen des persönlichen und geistigen Verkehres mit dem englischen Auslande bekennen.

„Wie schnell“ — ruft D. Dibelius aus (nach der ‚Preuß. R.-Z.‘ Nr. 18 v. J.) — „haben wir in unserem praktischen kirchlichen Leben — gerade in den zwei letzten Jahrzehnten — vor englisch-amerikanischen Einflüssen kapituliert! Die Lieder mit englischen Melodien machten sich immer mehr breit bei uns: ‚Gott ist die Liebe‘, ‚Es ist ein Born‘ usw. Jetzt kommt uns klarer als bisher zum Bewußtsein, was für elender Singsang fast alle diese Lieder sind; sie stehen übrigens, das muß um der Gerechtigkeit willen gesagt werden, unter dem Durchschnitt dessen, was in englischen Gottesdiensten gesungen wird. Es ist kein Ruhmeszeichen für uns, daß gerade die unsfeineren Melodien bei uns Eingang gefunden haben, und die guten oder wenigstens erträglichen englischen Lieder bei uns unbekannt geblieben sind. In der Arbeit der Evangelisation haben wir englische Ausdrucksweise und englische Formen oft sehr schnell übernommen. Jetzt sehen wir deutlicher als vorher, wie wenig sich das zu deutschem Geist und zu deutscher frommer Art schicken will. Deutschland ist der Tummelplatz englisch-amerikanischer Sekten geworden. Keine größere Stadt ist mehr im deutschen Vaterland, in der nicht Irvingianer, Methodisten, Baptisten, Adventisten ihr Zeltlager aufgeschlagen haben.“

Dagegen ist das Einzige, was aus Lourdes in deutsche Gegenden gekommen, die allbekannte Darstellung der Madonna mit den Grotten. Die Figur stammt von dem Lyoner Künstler Fabisch. Die Grotte samt dem Bilde muß jedoch dem deutschen Geschmacke entsprochen haben, sonst hätten sie nicht eine so große Verbreitung gefunden. Zugestanden muß wohl werden, daß bei deren Anlage manchmal Mißgriffe gemacht worden sind und da und dort mehr blinder als erleuchteter Eifer gewaltet habe, der vor einer Verletzung der kirchlichen Architektur nicht zurückschreckte. Die Sache selbst aber, die Verehrung der Gottesmutter, wurde nicht geschädigt, sondern gefördert, weshalb auch von amtlicher Stelle unseres Wissens nie ein Einspruch erhoben worden ist.

Freiherr Menfi von Alarbach nennt in seinem Artikel die Anrufung der Mutter Gottes „einen Umweg zu unserem deutschen Herrgott“ und zeigt dadurch, daß ihm der richtige Begriff von der

Bedeutung der Heiligenanrufung nicht geläufig ist. Fürbitte unter den Lebenden kennen auch die Protestanten sehr gut. Wie oft lesen wir in ihren Schriften die Aufforderung dazu! Der unterrichtete Katholik kennt den Zusammenhang der streitenden Kirche mit der triumphierenden Kirche und wendet sich an diese um Fürbitte bei Gott ohne Umweg, weil die Heiligen doch nur durch Gott und in Gott von der Fürbitte erfahren und Gott nach seinem Wohlgefallen die Fürbitte der Heiligen erhört. In überragender Weise geschieht das durch das Haupt der Heiligen, Christus, weshalb die Kirche ihre Gebete immer schließt: „Per Dominum nostrum etc.“ als den Mittler und Fürsprecher katexochen.

Auch wird man kaum mit Recht behaupten können, daß wegen der Lourdes-Züge, zu denen natürlich niemand verpflichtet ist, weil sie Sache der persönlichsten Freiheit sind, die einheimischen Wallfahrtsorte wesentlichen Schaden gelitten hätten. Maria Zell in Steiermark und Altötting in Bayern erfreuen sich doch stets eines großen Besuches, desgleichen auch andere.

2. Deutschtum und Liturgie. Dem Hypernationalismus entspringt ferner im entsprechenden Sinne als zweites Beispiel die alte und immer wieder neue Klage über die Zentralisierung der Liturgie, über das Bestreben, Gleichförmigkeit und Einheitlichkeit in den religiösen Handlungen herbeizuführen. Die ehemaligen Reformkatholiken glaubten gleichfalls gegen dieses Bestreben kämpfen zu sollen als gegen eine Schädigung der deutschen Frömmigkeit, als ein Verkennen deutschen Charakters. Und daß auch heute solche Klagen vernommen werden, geht aus der heutigen Literatur hervor, die schon mehrfach darauf Rücksicht nimmt. Leider wird dabei wenig unterschieden, ob das Einheitsbestreben bei den zuständigen Behörden oder bei anderen, sei es einzelnen oder Genossenschaften, wahrgenommen wird. Auch das wird nicht hervorgehoben, ob es sich auf die streng offiziellen Rukthandlungen bezieht oder auf die Privatandachten. Es wird eben geklagt. Fänden klare Unterscheidungen statt, so wäre die Stellungnahme für und wider leicht. Die Klagen können eben berechtigt, aber auch unberechtigt sein. Wenn die kompetenten Behörden etwas verfügen, so weiß der Katholik, wie er sich dazu zu stellen hat. Wenn aber von anderer Seite etwas kommt, so wird man dem beipflichten, was Hettinger in seinem Buche: „Aus Welt und Kirche“ (S. 97) vom Rektor des Deutschen Kollegs, P. Augustin Lacroix, erzählt.

„Wiederholt warnte er — schreibt Hettinger — vor den vielen neuen Andachten, die man namentlich von Frankreich her einzuführen suchte; er betonte, daß man das erprobte Alte pflegen, nicht aber nach Weiberart immer nach neuem trachten solle, was zur Pflege einer gesunden Frömmigkeit nichts weniger als förderlich sei. Nachdrücklich forderte er auf zur Pietät althergebrachten Bräuchen und

Uebungen gegenüber, welche in den deutschen Diözesen beobachtet werden und warnte ernstlich vor der Sucht, namentlich jüngerer Priester, die, wo sie erscheinen, alsbald ändern und reformieren wollen. Es sei verkehrt, bemerkte er, die römische Liturgie ohne Rücksicht auf das bisher Bestehende überall in Deutschland einführen zu wollen; es könne dies ohne Beunruhigung und Verwirrung der Gemeinden kaum geschehen, sei auch überhaupt nicht Sache des einzelnen, sondern der rechtmäßigen kirchlichen Behörde und erfordere große Umsicht und Klugheit.“

Nun sind die Grundsätze des 1869 verstorbenen deutschen Rektors die Grundsätze des Apostolischen Stuhles selbst. So sehr dieser auf der Einheitlichkeit im Wesen der Liturgie besteht, so sehr gewährt er auch Freiheit in dem, was der Eigenart der einzelnen Nation entspricht. Die verschiedenen Riten legen Zeugnis davon ab. Freiheit läßt Rom beispielsweise walten in allen Zweigen der kirchlichen Kunst, soweit es ohne Verletzung des religiösen Geistes geschehen kann. Es herrscht in der Architektur Stilfreiheit im großen und kleinen. Keine Stilart ist privilegiert und die Deutschen können ihre Kirchen bauen und ausstatten, wie es ihrem Charakter entspricht. Deutsche Maler und Bildhauer sind vollkommen frei in der Gestaltung ihrer Werke, wie ihr deutscher Genius es ihnen eingibt. Ein Achtermann und ein Seitz und so viele andere durften in Rom selbst ungehindert deutsch denken und meißeln und malen. Deutsche Komponisten in ansehnlicher Zahl erbringen den vollen Beweis, daß niemand ihren Flug durch welsche Einflüsse gehemmt hat, sie dürfen nach deutscher Weise singen und musizieren und ihre Talente entfalten. In der praktischen Religionsübung und Religionspflege herrscht soviel Verschiedenheit zwischen den einzelnen Nationen, daß nur ein Blinder sie nicht sieht. Unsere Fronleichnamtsfeier, unsere Weihnachtsfeier, unsere heiligen Gräber mit der Auferstehungs-Zeremonie, unsere Maiandachten, unser Volksgefang, gerade bei unseren beliebten einheimischen Segenmessen und Aussetzungen des Allerheiligsten, unsere gemeinsamen Gebete, der Gebrauch der Kirchenbänke und der Blumenschmuck auf den Altären und so vieles andere noch legen unwiderleglich Zeugnis ab, daß deutsche Art und Sitte von Rom aus nicht unterdrückt wird, daß somit diesbezügliche Klagen keine Berechtigung haben; sie sollen auch in dieser Kriegszeit, in der Ueberspannung des Nationalismus, nicht erhoben werden. Mehr als je wird heute das Hohelied von der deutschen Organisation, von ihrer wunderbaren Kraft und Segensfülle gesungen. Die katholische Kirche erfreut sich einer noch feineren, festeren, segensreicheren Organisation in Haupt und Gliedern; warum soll dieses Gotteswerk dem Tadel ausgesetzt sein, wenn es dort Einheit und Einheitlichkeit wahrht, wo die Zerplitterung zum Verfall führen würde?

Ueberall will man jetzt unter dem Toben des Weltkrieges den „Zug zum Staat“ verspüren und sehen. Das heißt, die Menschen

erblicken wieder den Wert des Zusammenschlusses aller, fühlen die unentbehrliche Kraft, die in der gesellschaftlichen Ordnung beschlossen ist. Die Kirche war sich dessen immer bewußt und zeigte, wie der Nationalismus mit dem Universalismus harmonisch verbunden werden muß, um nicht in den Paganismus auszuarten, und wie der Universalismus den Nationalismus zu achten und zu berücksichtigen habe, damit keine Unnatur entstehe; sie war stets bemüht, das Vielerlei zur großartigen Einheit auszugestalten, worin sowohl ihre Schönheit als ihre Stärke beruht. Daher kommt es auch, daß wohl nirgends den Eigenarten der verschiedensten Nationalitäten eine anmutigere Achtung und weitherzigere Behandlung zuteil wird wie in Rom. *Costume loro*, Landes-sitte, sagt der Römer, wenn ihm etwas Auffallendes begegnet, und geht seiner Wege, während dagegen der Ausländer römische Art und Weise in Haltung und Bewegung, z. B. bei den kirchlichen Handlungen, der Kritik oftmals schonungslos unterwirft und sich in das Fremdartige gar nicht hineindenken kann, ja zu den ungerechtesten Urteilen sich verleiten läßt. Kein Vernünftiger wird einer Uniformierung bis ins kleinste und nebensächlichste das Wort reden. Was den kleinen Epigonen der großen Scholastiker zum Vorwurf gemacht worden ist, daß sie in geistlosen Spitzfindigkeiten Zeit und Talent vergeudeten, das möchten auch wir auf unserem Gebiete nicht billigen. Die goldene Mitte will weder Mücken seihen, noch Kamele verschlucken, und die Anfragen um die kleinsten Kleinigkeiten verdienen die Antwort, die ein Kardinal in Bezug auf eine Anfrage über Kirchenmusikalisches einmal mit den derben Worten gegeben hat: *perchè domanda questo somaro* (warum fragt dieser Esel...) — allerdings in einem anderen Zusammenhang. Wir möchten daher sagen: in necessariis unitas, in aliis libertas, in omnibus caritas.

3. Der Fall Mercier. Einer der schwierigsten Prüfungen ist der Nationalismus durch Kardinal Mercier, dem Erzbischof von Mecheln und Primas von Belgien, ausgesetzt worden. Der „*Osservatore Romano*“ warnte von Anfang an, als die Stimmen für und wider den Kardinal wegen seines politischen Verhaltens laut wurden, vor jeder Ueberstürzung im Urteile und mahnte zur ruhigen Ueberlegung, bis die Wogen der Aufregung sich geglättet hätten.

Da der Fall Mercier ein Stück kirchlicher Zeitgeschichte bedeutet und, wie gesagt, mit der Frage des Nationalismus zusammenhängt und wahrscheinlich nur so verstanden werden kann, soll er auch hier Erwähnung und Erörterung finden. Diese Erwähnung aber soll, um es gleich zu sagen, weder Verteidigung noch Anklage des belgischen Kirchenfürsten, sondern einfacher Bericht dessen sein, was über sein Tun und Lassen während der Kriegszeit zu unserer Kenntnis gelangt ist. Wir sind überzeugt, daß diese Kenntnis auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen darf, schon aus

dem Grunde, weil so manches noch im verborgenen liegt und bei manchem Punkte das *audiat et altera pars* nicht zur Geltung gekommen ist, was der Natur der Sache nach notwendig gewesen wäre, ja, daß überhaupt der ganze Fall Mercier erst nach dem Kriege in das volle, das richtige Licht gestellt werden kann. Wovon die Welt zuerst Kenntnis erhielt, war ein gemeinsames Hirtenschreiben des belgischen Episkopates, an dessen Spitze Mercier steht, an die deutschen Bischöfe über die sogenannten Greuel der deutschen Armee, in welchem das unausführbare Ansinnen an sie gestellt wurde, eine Untersuchung über den Tatbestand derselben anzustellen. Dieses Hirtenschreiben — sagt man — hat Mercier später gelegentlich seiner Romreise in die Öffentlichkeit gebracht. Zu Weihnachten 1914 hatte er dann einen Hirtenbrief an seine Diözesanen erlassen, in welchem er die Frage der Legitimität der deutschen Herrschaft im eroberten Gebiete des Königreiches behandelte. Am 29. September 1915 kam sein Sankt Michaels-Hirtenbrief heraus, in welchem er den Kampf zwischen Gut und Böse schilderte und auf die Zeitverhältnisse derart anwendete, daß der Kampf der Entente gegen Deutschland als ein Kampf Sankt Michaels gegen den Drachen angesehen werden kann. Endlich erschien der Fastenhirtenbrief des gegenwärtigen Jahres, nachdem er aus Rom, wohin er sich auf Verlangen des Heiligen Vaters begeben hatte und wozu ihm die deutsche Regierung für die Hin- und Rückreise freies Geleite gegeben, wieder in die Heimat zurückgekehrt war. Nun trat die deutsche Regierung auf den Plan, indem der Generalgouverneur Freiherr v. Bissing am 15. März dem Kardinal ein Verwarnungsschreiben zustellte, das zugleich der Öffentlichkeit übergeben wurde. In diesem Schreiben hält der Generalgouverneur dem Kardinal vor, daß er nach seiner Heimkehr die erwartete Mäßigung nicht bewahrt, sondern Kundgebungen gemacht habe, welche die Bevölkerung in Aufregung versetzten; er wirft ihm Mißbrauch des freien Geleites vor; er weist hin auf einen Kollektiv-Hirtenbrief der belgischen Bischöfe und auf des Kardinals neuestes Hirtenschreiben mit rein politischen Erörterungen und der Erregung unbegründeter Siegeshoffnungen; er rügt des Kardinals Berufung auf diesbezügliche Äußerungen nicht zuständiger Persönlichkeiten und dessen Hinweis, daß etwa ausbrechende Seuchen die deutsche Armee vernichten und der Entente den Sieg verschaffen könnten; er tadelt die Anspielung auf Bedrohung der religiösen Freiheit und erklärt infolge alles dessen seinen Entschluß, von nun an jede politische Betätigung und Schürung feindseliger Gesinnung gegen die okkupierende Macht unnachsichtlich zu verfolgen und Verstöße der Geistlichen nicht mehr durch die bischöfliche Behörde, sondern unmittelbar zu ahnden, wofür der Kardinal durch das Beispiel seiner Unbotmäßigkeit die moralische Verantwortlichkeit trage; endlich schließt Bissing mit der förmlichen Warnung an den Adressaten, nicht mehr mit politischer Betätigung hervorzutreten. Hiemit haben wir uns eine Seite, und zwar die äußerlichste, eigentlich die Ober-

fläche des Falles Mercier vor die Augen gelegt. Tiefer liegt und schwerer zu überschauen ist eine andere Tätigkeit des Kardinals: sein Verhalten in Italien.

Wie die Blätter aller Parteien berichteten, verkehrte der Kardinal während seines Aufenthaltes in Rom mit notorischen Kirchenfeinden und radikalen Elementen. Er empfing die sozialistischen Belgier Lorant und Destree, ja, er hatte sogar eine Zusammenkunft mit dem französischen Ministerpräsidenten Briand. Sowohl bei seiner Ankunft in der Ewigen Stadt als beim Abschied drängten sich Leute dieses Schlages und Freimaurer an ihn heran und er duldete, er quittierte es dankend. Auf der Heimreise begriffen, brachte er in Florenz einen Trinkspruch auf Italien, Belgien und die Entente sowie auf deren Endsieg aus. In Mecheln angekommen, versicherte er in dem Fastenhirtenbrief, den er herausgab, daß seine Romreise über Erwarten glücklich und segensreich ausgefallen sei, natürlich könne er Einzelnes nicht mitteilen. Aber er ist bestrebt, den Schein zu erwecken, daß der Heilige Vater mit ihm in der Sorge für die religiöse Freiheit Belgiens übereinstimme, daß er ihm sein Bildnis mit einer Unterschrift, des Kardinals Sache sei auch seine Sache, geschenkt und den Plan, alle Belgier aufzufordern, am ersten Maisontag die heilige Kommunion auf die Meinung des Papstes zu empfangen, gutgeheißen habe. Sodann ergeht er sich in Lobeserhebungen über die Haltung Belgiens, macht aufmerksam, daß in Zukunft noch größere Opfer als bisher gebracht werden müssen, daß aber die natürliche und übernatürliche Ueberzeugung vom schließlichen Siege seines heißgeliebten Vaterlandes tiefer denn je in seiner Seele verankert sei. Belgiens Hoffnung könne keinem Zweifel unterliegen, man müsse sich nur mit männlicher Seele und starkem Herzen rüsten und vorbereiten. Zuletzt bleibe auch die Hoffnung auf den Ewigen, dessen Arm stärker sei als Kriegsheere und Reifige, und der imstande ist, auch die herrlichsten Aussichten einer kriegerischen Nation zur Stunde zu vernichten. Und an dieser Stelle ist es, wo der Kardinal von einer Seuche spricht, die eben jene Aussichten der Feinde zunichte machen könnte, eine Aeußerung, die ungeachtet ihrer hypothetischen Form ihm allseits so übel genommen wurde. Seither war es ziemlich stille geworden, bis er am diesjährigen Gubulafeste wieder eine Predigt hielt, in welcher die schon bekannten Gedanken neuerdings zur Aussprache gelangten.

Es unterliegt keinem Zweifel: Mercier ist mit Leib und Seele Belgier und Franzose. Er ist Wallone und die Wallonen sind im Gegensatz zu den Blamen sämtlich Franzosen. Hierin liegt der Schlüssel zum Verständnis seiner Haltung. Als Professor an der Löwener Universität sowie als Erzbischof von Mecheln gilt er als Autorität, als Größe erster Klasse. „Mit Recht betonten alle Blätter“, sagt Dr Leo Schwering in Köln, „die sonst seine Politik im allgemeinen befehdeten, daß seine Wirksamkeit in der inneren Hebung des belgischen Priestertums wahrhaft goldene Blätter seines Kardinalates bildete.“ Nun

hatte der blitzartige Einmarsch der deutschen Armee in Belgien zu Beginn des Krieges, die fabelhaft schnellen und großartigen Erfolge derselben, das Herz des Patrioten und Nationalgesinnten schwer getroffen und verwundet. Des Königs Sache ist seine Sache, des Königs Bündnis sein Bündnis. Für König und Vaterland und Nation glaubt der Primas, in dem die Gestalt des ersten großen Mechelner Cardinals Granvella sichtbar sich zu erneuern schien, sein Wort, seinen Geist, seine Autorität einsetzen zu müssen. Daher sieht er seinen Feind im Feinde der Entente, das Unrecht auf Seite des Angreifers, auf Seite Deutschlands, auf dessen Schultern nach seiner Ansicht die Riesenschuld des Krieges lastet, verdoppelt durch die Greuel, welche deutsche Soldaten beim Ueberfall an der Bevölkerung Belgiens angeblich verübt hätten. Er teilt diese Anschauung und Ueberzeugung mit allen Feinden der Mittelmächte und einem großen Teil der Neutralen in der alten und neuen Welt, die von Anklagen gegen Deutschland widerhallt. Man sieht über die offenkundigen, unmittelbaren Kriegursachen, den Reiz Englands, die Rachsucht Frankreichs, den Panславismus u. dgl. hinweg und stellt die mittelbaren in den Vordergrund, das sind jene Ursachen, welche Haß und Reiz und Rachsucht bei den Ententemächten erzeugt und zum Vulkanausbruch des Krieges geführt haben. Das aber ist nach ihrer Meinung die in Deutschland seit fünfzig Jahren befolgte Politik, das Suchen nach einem Plage an der Sonne, das Streben nach Seeherrschaft und dergleichen. Wir möchten nicht glauben, daß Mercier die übrigen Mächte von der Mitschuld gänzlich freispreche, sondern annehmen, daß er in der Stunde des Existenzkampfes seines Vaterlandes aus Patriotismus und Liebe zur Nation Worte und Handlungen einrichte, ohne über alles andere seine Gedanken auszusprechen. Und so möchten wir mit den Worten Schwerings in den „Südd. Monatsheften“ schließen: „Merciers Erscheinung bedarf der zeitlichen Entfernung; es ist schwer, ihm als Politiker in diesen harten Zeiten gerecht zu werden, wo auch unsere Herzen so lebhaft für das Vaterland schlagen. Befremdend aber ist namentlich für uns Katholiken das Verhalten des belgischen Primas auf jeden Fall. Wenn auch hier wieder die besonderen Verhältnisse sein Verhalten erklären mögen, so bleibt doch im ganzen ein sehr unerfreulicher Rest, der den Katholiken doppelt schwer treffen muß, da es sich um eine Persönlichkeit handelt, von deren unbestrittener, geistiger Größe wir eine gerechtere Beurteilung unserer guten und reinen deutschen Sache erwartet hätten“. Somit dürfte es nicht unrichtig sein, wenn wir eingangs sagten, der Nationalismus sei durch den Fall Merciers einer der schwierigsten Prüfungen ausgesetzt worden.

4. Nationalismus und humanistisches Gymnasium. Noch eine arge und folgenschwere Ueberspannung des Nationalismus sei erwähnt, die in der von mancher Seite erhobenen Forderung liegt, das humanistische Gymnasium nach dem Kriege zu beseitigen. Die

Erfüllung dieser unbegreiflichen Forderung würde die Kirche und Theologie schwer treffen. Die Abneigung gegen das humanistische Gymnasium besteht in gewissen Kreisen schon seit längerer Zeit und die Errichtung von Realschulen und Realgymnasien hat diese Abneigung nicht vermindert, sondern eher noch vergrößert. Nun kam der Niesenrieg und damit glaubten der Germanenbund und die Pangermanisten die beste Gelegenheit erhalten zu haben, dem humanistischen Gymnasium mit dem Dolch des Nationalismus den Todesstoß versetzen zu können. In den Unterrichts-Ministerien befand man sich ohnehin schon längst auf dem Rückzuge und ließ Stück um Stück aus dem ehemals klassisch schönen Gebäude des alten Gymnasiums herausreißen und stilwidrige Aenderungen vornehmen. Mit dem nunmehr mächtig schallenden Feldgeschrei: Nur deutsch, fort mit allem Ausländischen und Fremden! müssen die erschütterten Mauern Jerichos einstürzen und Latein und Griechisch, vorläufig wenigstens Griechisch, endgültig begraben. Einen starken Bundesgenossen werden die Führer in diesem Streite am Militarismus erhalten, der wahrscheinlich rücksichtslos mit seinen Ansprüchen an die studierende Jugend herantreten, der Wehrkraftvereine und Jungsturmregimenter fordern und die Ausbildung in Technik und Realien in noch weit stärkerem Maße als bisher befehlen wird. Und unter solchen Umständen besteht die größte Gefahr, daß die maßgebenden Kreise sich einschüchtern und zu verhängnisvollen Schritten sich drängen lassen. Man fühlt mit jedem Tage mehr die Bedeutung der Bewegung. In der Presse melden sich answellend die Stimmen für und wider, aber aus allen klingt die Ueberzeugung heraus: Die Schulen werden nach dem Kriege anders, in vielen Dingen gewaltig anders. Es ist hier nicht der Platz, darauf näher einzugehen. Nur das sei gesagt, daß auch die kirchliche Presse das Wort ergriffen habe. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht von dem bisherigen Grundsatz, daß nur der Besuch eines humanistischen Gymnasiums zum Studium der katholischen Theologie berechtigen solle, zugunsten des Realgymnasiums abgegangen werden solle, wie P. Lippert S. J. angeregt, und in Zuschriften an die „Köln. B.-Z.“ befürwortet war. Als Antwort vernimmt man zumeist ein recht entschiedenes Nein. Der Münsterer Professor Meinerz betonte, für die Theologie sei die humanistische Bildung die einzig normale und allseitig befriedigende. Rem. Stölzle in Würzburg prüfte in seiner Broschüre „Neudeutschland und die vaterländische Erziehung“ die Frage, ob nach dem Kriege wirklich große, grundstürzende Aenderungen auf dem Schulgebiete nötig seien, und glaubte sie verneinen zu müssen, ohne deshalb den Stillstand im Unterrichts- und Erziehungsweisen das Wort reden zu wollen.

Viele andere behaupten das gleiche, und in der Tat könnten wir uns keinen Theologen, keinen Geistlichen ohne humanistische Bildung vorstellen. Dem Gymnasium Latein und Griechisch nehmen, heiße ihm das Herz aus dem Leibe reißen, heiße dem Studium

der Theologie das Fundament unter den Füßen wegziehen, hieße dem Bildungsströme die Quellen abschneiden, hieße das Verständnis der kirchlichen Tradition und der Heiligen Schriften erschweren, wenn nicht ganz unmöglich machen. Man denke an Gregor von Nazianz, wie dieser große Kirchenvater dem Apostaten Julian entgegengetreten ist, als er den Christen das Studium der Klassiker verbot und vor ihnen die Schulen sperrete. Josef Hofmiller sagt in einem Artikel „Unsere höheren Schulen“ über das Gymnasium (Aprilheft der „Südd. Monatshefte“): „Ich habe nichts gegen die Realgymnasien, habe im Gegentheil immer verfochten, daß wir in Bayern noch einige mehr brauchen. Aber die fortwährende Modernisierung des Gymnasiums, das fortwährende Abzwacken da und Anstücken dort, das fortwährende Verrücken des Schwerpunktes, das Aufspießen neuer Fächer, das alles hat aus unseren Gymnasien Realgymnasien gemacht. Man hat dem Latein so viel genommen, daß ich im französischen Unterricht auf Schritt und Tritt, wenn ich etymologisch, syntaktisch, sachlich anknüpfen, Brücken schlagen will, spüre, daß eine Menge Bildungsstoff einfach nicht mehr vorhanden ist, den ich vorausgesetzt hätte.“ Dem heutigen Theologie-Professor geht es ähnlich, ja noch schlechter. Es ist eine Schande, wenn man es sagen muß: er sei manchmal gezwungen, seinen Hörern die lateinischen Texte zu übersetzen. Vor vierzig, vor dreißig Jahren war es noch anders. Wie würde es aber sein, wenn jene Gegenstände gänzlich aus dem Lehrplane verschwänden? Hofmiller setzt hinzu: „Man mache doch Realgymnasien, so viel man will! Aber man stelle dafür in einer bestimmten Anzahl, und sei sie noch so niedrig, das alte, strenge, humanistische Gymnasium wieder her: konservativer denn je, exklusiver denn je, wenn man will philologischer denn je! Dann wollen wir einmal sehen, welche Abiturienten in 20 Jahren auf der Hochschule und im Leben besser abschneiden, die des modernisierten oder die des altmodischen! Wollen sehen, welches auch die besseren Mediziner und Chemiker liefert!“

Wir möchten sagen: der Staat tue, was er will, aber er lasse der Kirche wenigstens jenes Gymnasium, das sie braucht und will, er gewähre den bischöflichen Mittelschulen die Lehrfreiheit. Dabei gewinnt auch er; denn der Staatsgedanke wird nirgends so zum Ausdruck gebracht, wie in der alten klassischen Literatur. Der Germanistenbund mag Althochdeutsch so hoch als möglich bewerten, an den Wert der Antike, an die Bildungskraft der griechischen und lateinischen Klassiker reicht es nicht und in Bezug auf den Staat wird man wenig daraus lernen. Selbst die deutschen Klassiker des vorigen Jahrhunderts, Goethe nicht ausgenommen, bieten über Wesen und Aufgabe des Staates und das Staatsgefühl kaum etwas Nennenswertes. Wenn die katholische Kirche etwas hochschätzt und für segensreich erklärt, so ist es auch für die Menschheit schätzenswert und segensreich und wird immer und überall durch die Erfahrung als solches

bestätigt. Gerade auf dem Schulgebiete kann die Kirche sich dessen rühmen, und wenn sie der Schadenfreude fähig wäre, könnte sie mit diesem Gefühle auf die Schulfrüchte des Liberalismus hinweisen, der sich eingebildet hatte, diese Sache besser machen zu können als sie. Werden aber seine Geisteskinder die geplanten Aenderungen jetzt, in diesen ungeheuer aufgeregten Zeiten, durchsetzen, so sind wir überzeugt, daß sie die allerungünstigste Zeit dazu wählen und anstatt Segen nur Unheil stiften werden. Weil die 305 cm-Mörser, die Luftschiffe und U-Boote, mit einem Wort die Technik, im Kriege notwendig sind zum Siege, deshalb sind der Pflug und sämtliche Werkzeuge des Friedens nicht überflüssig. Sie bleiben das absolut Unentbehrliche. Weil das geordnete Nationalgefühl recht und heilig ist, deshalb bleibt doch der Nationalhaß eine Sünde und ein Unglück für jedes Volk. Wir haben das Blutzugnis dafür im gegenwärtigen Wüten und Morden des Krieges. Man taste also das humanistische Gymnasium nicht noch derart an, daß es gänzlich zur Karikatur werde oder zugrunde gehe.

Linz, 30. September.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Peter Kitliko, Professor in Ried (D.-De.).

Missionsbericht.

I. Asien.

Vorderasien. Die nach dem Oriente entsandten deutschen und österreichischen Weltpriester und Ordensleute müssen ihre Tätigkeit auf seelsorgerliche und caritative Werke beschränken; an eine Missionstätigkeit ist vorläufig noch nicht zu denken. Die von ihnen errichteten Soldatenheime, Armenküchen, Spitäler u. s. w. erfreuen sich eines zahlreichen Zuspruches und geben den Missionären Gelegenheit, mit der Bevölkerung in nähere Berührung zu kommen.

Wenn die aus Konstantinopel kommenden Nachrichten richtig sind, dann dürften auch für die Missionierung günstigere Zeiten kommen. Ein Artikel vom 14. August l. J. lautet:

„In musterhafter Weise sorgt Enver Pascha für die religiösen Bedürfnisse der in die Türkei abkommandierten österreichisch-ungarischen und deutschen Soldaten. In zwei Fällen hebt das katholische Sonntagsblatt in Konstantinopel, das ‚Bulletin du Vicariat Apostolique‘, als ehrendes Zeugnis für die ottomanische Regierung die Toleranz und den Edelsinn des jetzigen Kriegsministers Enver Pascha hervor. Vor einigen Monaten wurden einige Italiener verhaftet und vor das Kriegsgericht gestellt. Sie waren angeklagt, mit dem Auslande Beziehungen zu unterhalten und Briefe über die Grenze zu schmuggeln mit Umgehung der Militärzensur. Die Gesetze sind sehr streng und es besteht in Konstantinopel die Todesstrafe für Auslieferung militärischer Geheimnisse an den Gegner. Verschiedene Bitten, die verhafteten Italiener freizulassen, wurden abgelehnt. Enver Pascha, der Kriegsminister, ließ jedoch diese Gefangenen jetzt freisetzen, wie er erklärte, in Anbetracht seiner hohen Verehrung